Fünf Seiten Familien-Spezial

Inklusive ZEIT LEO S. 63

Kann das gut gehen?

Patchworkfamilien führen ein Leben zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Ein Spagat, der Eltern und Kindern alles abverlangt

VON KATRIN HÖRNLEIN UND JEANNETTE OTTO, FOTOS: CHRISTIANE WÖHLER

Für diese Ausgabe haben wir eine Patchworkfamilie fotografiert. Seit sechs Jahren leben die Eltern zusammen. Die Kinder sind 2, 4, 9 und 12 Jahre alt

Acht Betten, vier Zimmer, zwei Bäder und ein großer Tisch – alles für ein bisschen Frieden. Silke und Christian haben ein Ferienhaus weit weg ihrer norddeutschen Heimat gemietet, 160 Quadratmeter neutraler Boden und viel Platz für alle fünf Kinder. Drei hat Silke mit in die Beziehung gebracht, zwei Christian. Doch Urlaub mit der Patchworkfamilie – das war bisher selten Entspannung, immer gab es Stress und Streit. Ob sich die Kinder das noch einmal antun? Womöglich bleiben am Ende viele Betten leer.

Das Leben in einer Patchworkfamilie, es ist ein ständiges Hoffen und Bangen. Wer sich darauf einlässt, mit einem neuen Partner, den eigenen und den fremden Kindern eine Gemeinschaft zu gründen, tut das aus dem unverwüstlichen Glauben an die Kraft der Liebe, an die Kraft der Familie. Was wirklich bemerkenswert ist, denn fast jeder, der in eine Patchworkfamilie eintritt, hat schon erlebt, wie es sich anfühlt, wenn alles zerbricht.

Wie viele Familien in Deutschland Patchwork leben, das können auch Experten nur schätzen. Unterschiedliche Studien kommen zu unterschiedlichen Ergebnissen, heißt es selbst im *Monitor Familienforschung* des zuständigen Bundesministeriums: Mal rechnet man mit 7 Prozent Patchworkfamilien, mal mit 13 Prozent. Vermutlich ist die Zahl höher. Die Scheidungsfälle waren 2017 zwar auf dem niedrigsten Stand seit 25 Jahren, doch bei der Hälfte aller zerbrochenen Ehen sind Kinder betroffen. Laut einer Erhebung des Instituts für Demoskopie in Allensbach hat fast ein Viertel der Eltern in Deutschland Kinder aus einer früheren Beziehung. Und immer mehr Kinder werden unehelich geboren, 2017 waren es nach ersten Berechnungen des Statistischen Bundesamtes 35 Prozent. Statistiker beklagen: Unsere komplexen Lebens- und Familienformen sind mit den üblichen Messinstrumenten nicht mehr zu erfassen.

Gerade weil man so wenig über sie weiß, wird die Patchworkfamilie zur idealen Kulisse für Projektionen und Träume. Im Sound der Lifestyle-Magazine und Klatschblätter klingt Patchwork nach der besseren, der toleranten, der modernen und weltoffenen Familie. Hip und zwanglos, befreit aus der Enge der spießigen Kleinfamilie. Eine starke Gemeinschaft, in der mit großer Gelassenheit und Selbstverständlichkeit lästige Alltags- und Erziehungspflichten auf viele Schultern verteilt werden.

»Ein warmer Pool von mir nahestehenden Menschen« sei ihre Patchworkfamilie gewesen, sagt die Schauspielerin Karoline Herfurth in der Zeitschrift *Eltern*. In *Gala* und *Bunte* ist zu bestaunen, wie Heidi Klum mit Ex-Mann Seal und allerhand fremden und gemeinsamen Kindern ein »perfektes Patchwork-Idyll« lebt. Trotz häufig wechselnder Männer auf Mamas Seite. Und als sich der Fußballer Rafael van der Vaart 2013 von seiner Frau Silvie trennt, verfolgt die *Bild*-Zeitung jeden Schritt »des neuen Patchwork-Lebens«. Van der Vaart, damals noch HSV-Spieler, erzählt im Interview, dass der sechsjährige Sohn Damian die Trennung »super« aufgenommen habe: »Er findet das gar nicht so schlimm. Er hat jetzt auch zwei Spielzimmer und zwei Playstations.«

Wenn Stars von der »ganz anderen menschlichen Vielfalt«, von »Lässigkeit und Freiräumen«, von »großer Geborgenheit« schwärmen, wer möchte da noch Teil einer klassischen Vater-Mutter-Kind-Familie sein – eingeklemmt in Reihenhäuser und Vorstadtsiedlungen? Dann doch lieber alle rein in den großen VW-Bus oder gleich in die gemeinsame Villa Kunterbunt, in der immer jemand da ist und keiner mehr allein.

Die Idealisierung von Patchwork hat auch zu tun mit der Sehnsucht nach der verloren gegangenen Großfamilie. Die war zwar mit all ihren Grausamkeiten, Abhängigkeiten und Hierarchien niemals so beschaulich, wie wir uns das heute einreden, aber die Verzweiflung über die Vereinzelung in unserer Gesellschaft lässt uns halluzinieren von einem Bund miteinander vertrauter Menschen, die einander unterstützen und in diesen unverbindlichen Zeiten Wärme und Sicherheit versprechen.

So weit das Ideal. Bloß hat es wenig mit der Realität zu tun.

Eltern und Kinder zu finden, die ehrlich und unter dem eigenen Namen über das reden, was im großen Beziehungsgeflecht Patchwork tatsächlich passiert, ist fast so kompliziert wie der Alltag in den Familien selbst. Bei der Recherche für diesen Text haben wir Stiefmütter, Ex-Männer und Halbgeschwister erlebt, die erst reden wollten und dann lieber doch nicht. Mal drohte ein Ex-Partner mit rechtlichen Schritten, mal

Fortsetzung auf S. 60

Kann das gut gehen? Fortsetzung von S. 59

brachen durch unsere Fragen Konflikte wieder auf, die längst vernarbt schienen. Am häufigsten verweigerten sich die Kinder: die eigene Geschichte – zu persönlich, zu schmerzhaft. Trennung und Scheidung mögen heute gesellschaftlich akzeptiert sein, für Kinder und Heranwachsende sind es Tragödien. Einige schämen sich regelrecht dafür, in einer neu zusammengewürfelten Familie aufzuwachsen.

Die Geschichten, die Patchworker erzählen, handeln von Verletzungen und Tabus, von täglichen Zerreißproben und beißender Eifersucht, von Verlorensein und Überforderung, von Stress und fehlender Anerkennung. Und von der Angst, all dies offen an- und auszusprechen.

Wer eine Patchworkfamilie gründet, glaubt an die Kraft der Liebe

Auch in der Familie von Silke und Christian wollten oder durften nicht alle mit uns reden. Zugleich fanden wir ihre und auch die Geschichten all der anderen Mütter, Väter und Kinder, von denen dieser Text erzählt, so beispielhaft, dass wir uns auf etwas eingelassen haben, was auch das Leben in Patchworkfamilien bestimmt: auf Kompromisse. Wir nennen keine Nachnamen und auch nicht die Orte, an denen die Familien leben.

So spannt Silke an einem Maisonntag den Sonnenschirm auf der Terrasse ihres irgendwo in Norddeutschland gelegenen Hauses auf. Die 52-Jährige, ihr Freund Christian und dessen Tochter Benita sitzen zusammen und wollen erzählen, wie es wirklich ist, so ein Patchworkleben. Nach einer halben Stunde fließen die Tränen. Bei allen dreien.

»Du hast uns alleingelassen«, sagt Benita, die für sich und ihren kleinen Bruder spricht. »Du sagst immer, wir seien dir wichtig, aber sogar wenn du mal ein Wochenende mit uns verreist bist, hast du stundenlang mit Silke telefoniert.« – »In deinem neuen Leben war nie Platz für uns. Wenn wir gekommen sind, hat dich das gestresst.« Benita konfrontiert ihren Vater nicht zum ersten Mal mit diesen Vorwürfen. Mehrmals setzt Christian dazu an, der 18-Jährigen ins Wort zu fallen, lässt es aber bleiben.

Auch Silke wischt sich die Tränen aus dem Gesicht. Ihre eigenen drei Kinder sitzen heute nicht mit im Garten. Aber sie trägt eine Kette, die sie von ihnen zum 50. Geburtstag bekommen hat. Auf dem Anhänger stehen die Namen. Wir drei, sagt diese Kette, sind deine Kinder. Für die beiden Stiefgeschwister ist auf dem Anhänger kein Platz.

Wer gehört zu wem? Über wessen Bedürfnisse wird hinweggetrampelt? Wer sitzt mit unterm Weihnachtsbaum, und mit wem feiern die Kinder ihre Geburtstage? Wer bekommt ein Zimmer, und wer muss auf die Luftmatratze? Ist die Aufforderung an das Stiefkind: »Räum endlich die Spülmaschine aus!« legitim oder schon übergriffig? Über solche Fragen wird in Patchworkfamilien gestritten. Mitunter jahrelang.

Übernimmt ein Löwenmännchen ein Rudel, dann beißt es die Jungen seines Vorgängers tot – das ist meist die erste Amtshandlung des neuen Chefs, der so Platz schafft für die eigenen Nachkommen. Und die Weibchen lassen es geschehen. Es ist ein Naturgesetz.

Eltern in Patchworkfamilien verfahren praktisch gegenteilig: Sie sind Meister im Runterschlucken, akzeptieren ständig Dinge, die den eigenen Wünschen und Bedürfnissen widersprechen. Ein Kind, das die Stiefmutter demütigt und schikaniert? Ein Mann, der die eigenen Kinder verwöhnt, die der Partnerin aber links liegen lässt? Jeden Tag werden in Patchworkfamilien Schlachten geschlagen, gewonnen – und verloren.

Silke und Christian arbeiten als Coach und Personalberater. Sie wissen schon durch ihre Profession, wie man mit Menschen umgeht. Doch als sie sich vor sieben Jahren Hals über Kopf ineinander verliebten, waren sie ihren Kindern gegenüber »nicht besonders rücksichtsvoll«. Dem Paar konnte es gar nicht schnell genug gehen: Nach einem guten Jahr zog Christian bei Silke ein. »Mit uns Kindern hat damals niemand gesprochen«, erinnert sich Silkes Tochter Jule, 20 Jahre alt, später am Telefon: »Christian schlich sich peu à peu mit seinen Taschen in unser Leben. Nach sechs Monaten hatte er sich in unserem Haus eingenistet.«

Alltag bedeutete fortan: Streit zwischen Silkes Kindern und Christian, die ihm schnell erklärten, dass sie keinen Ersatzvater brauchen. Verunsicherung, vor allem bei Silkes Tochter Jule, die gerade in die Pubertät kam und plötzlich mit einem fremden Mann zusammenleben sollte. Ein schlechtes Gewissen bei Christian, weil er weniger Zeit mit den eigenen als mit den Stiefkindern verbrachte. Und Erschöpfung bei Silke, die versuchte, es allen recht zu machen, und es doch nicht konnte. Immer wieder flogen die Fetzen – auch zwischen Silke und Christian. Achtmal warf sie ihn aus dem Haus, sechsmal hat er selbst seine Koffer gepackt.

Bis nicht mehr jeder Streit eskaliert, bis jeder in der neuen Gemeinschaft seine Rolle gefunden hat, dauert es in der Regel sieben Jahre, so die amerikanische Familienforscherin Patricia Papernow. So lange ist Krise die Regel – und die Gefahr einer Trennung groß. Je nach Studie haben Patchworkpaare ein um zehn bis zwanzig Prozent erhöhtes Trennungsrisiko gegenüber Paaren, die nur gemeinsame Kinder haben.

Weil sie zu schnell zu viel wollen – auch deshalb brechen Patchworkfamilien so oft auseinander. Nach einer gerade erschienenen Gemeinschaftsstudie der Hertie School in Berlin und der Universitäten Rostock und Magdeburg haben bereits zwei Jahre nach einer Trennung oder Scheidung mehr als die Hälfte aller Männer und Frauen mit Kindern eine neue Beziehung. Ein gutes Drittel lebt dann schon mit dem neuen Partner zusammen.

Doch auch in der neuen Familie sitzt die alte immer mit am Küchentisch, in Gestalt der Kinder und Ex-Partner. »In Patchworkfamilien greifen die klassischen Rollenbilder von Vater, Mutter, Kind nicht mehr«, sagt Katharina Grünewald. »Es kommen so viele verschiedene Interessen und Beziehungen zusammen, dass man als Elternteil unmöglich alle Bedürfnisse im Blick behalten und schon gar nicht befriedigen kann.« Die Kölner Therapeutin hat sich auf die Beratung von Patchworkfamilien spezialisiert und beobachtet, dass sich Menschen in diesem Flickwerk schnell verloren fühlen. Statt Gemeinschaft erfahren sie Unverbindlichkeit.

Frauen, so erlebt es Grünewald in ihrer Arbeit, holten sich gewöhnlich schneller Hilfe, sie stecken in der Kümmerer-Rolle und fühlen sich für alles verantwortlich – nicht selten bis zum Burnout. Die Männer hingegen erlebt sie extrem passiv: »Ich staune immer wieder, dass erfahrene, im Job erfolgreiche Männer mit Konflikten in der Familie komplett überfordert sind.«

Noch immer leben in fast 90 Prozent aller Trennungsfamilien die Kinder hauptsächlich bei der Mutter. Und wenn die sich mit einem neuen Partner zusammentut, werden die alten Väter schon mal aussortiert. So fröhlichbunt das Bild von der großen Flickendecke sein mag, zur Patchwork-Wahrheit gehört, dass Fäden reißen, Nähte brüchig werden und manchmal nur Fetzen übrig bleiben. Dass im Patchwork alle gleichberechtigt ihren Platz finden, bleibt meist eine Illusion.

Nach einer Untersuchung des Deutschen Jugendinstituts lebt ein Viertel aller Trennungskinder eine Stunde Reisezeit und mehr von einem Elternteil entfernt. Wenn sich an Freitagnachmittagen die Karawane der Wochenendpendler in Bewegung setzt und Autobahnen, Bahnsteige und Flixbusse füllt, befinden sich darunter auch viele Väter auf dem Weg zu ihren Kindern. Einer von ihnen ist der Schauspieler und Musiker Andy aus dem Ruhrgebiet. Sein vierjähriger Sohn Aaron ist mit der Mutter vor einem Jahr in den Osten Deutschlands gezogen, 570 Kilometer weit weg.

Andy ist ein Vater, der sich nicht aussortieren lassen will. Auch wenn es in der neuen Stadt eine neue Familie für seinen Sohn Aaron gibt, mit einem neuen Mann, den der Junge schon Papa nennt, und einer kleinen Schwester, die vor einem Jahr geboren wurde. Andy fühlt sich hier unerwünscht. Jeder einzelne Umgangstermin mit dem Sohn muss derzeit vom Familiengericht festgelegt werden. »Ich liebe Aaron über alles, deshalb nehme ich diesen ganzen Irrsinn auf mich«, sagt Andy, als er in seinem Renault Twingo mit offenen Fenstern durch die Hitze rast. Den Wagen hat er gebraucht gekauft, ohne Klimaanlage. Die Fahrten, die ständigen Übernachtungen in Hotels und Jugendherbergen werden für ihn auf Dauer zur Existenzfrage. Der kleine Aaron fragt ihn oft: »Warum kannst du nicht einfach bei uns wohnen?«

Der Junge strahlt, als ihn sein Papa auf den Schultern aus dem Kindergarten trägt, und Andy ist erleichtert, dass das Wiedersehen nach drei Wochen so unkompliziert verläuft. Eine Viertelstunde später parkt er den Twingo vor einem fremden Haus. »Hier wohnt Sigrid«, sagt Andy. »Bei der können wir heute bleiben.« Aaron hat von Sigrid noch nie etwas gehört und stapft neugierig die Stufen hoch. Im vierten Stock steht eine alte Dame in der Tür und sagt: »Hier bist du richtig.« Der Junge schlüpft an ihr vorbei in die Wohnung, sieht eine Murmelbahn auf dem Wohnzimmertisch und fängt an zu spielen. Sigrid, 83, nickt dem Vater zu, als wolle sie sagen: Das wird schon.

Es dauert viele Jahre, bis jeder seine Rolle in der neuen Familie gefunden hat

Gefunden haben sich die drei, die jetzt gemeinsam im Wohnzimmer sitzen, über Flechtwerk, einen gemeinnützigen Verein, der seit zehn Jahren getrennt lebenden Vätern bundesweit dabei hilft, ihre Kinder trotz großer Entfernung zu treffen – in Wohnungen oder Zimmern, die Menschen unentgeltlich zur Verfügung stellen. 1200 Gastgeber verzeichnet das Netzwerk. Rund 600 Väter hat es bereits vermittelt.

»Mein Mann hat uns bei Flechtwerk angemeldet, und dann ist er plötzlich verstorben«, sagt Sigrid. Nun lebt die alte Dame allein in der 120 Quadratmeter großen Wohnung. Dass Aaron in seiner roten Hose, die er falsch herum trägt, durch die Zimmer hopst, macht Sigrid froh. Sie weiß, was Trennung heißt: Die drei Kinder ihres eigenen Sohnes leben abwechselnd bei Vater und Mutter. »Das ist doch Wahnsinn«, sagt Sigrid. Andy holt sich ein Stück Ananas aus der Küche und sagt: »Mir rettet das hier wirklich den Arsch!«

Eine Befragung der Universität Rostock ergab, dass 23 Prozent der Jungen und Mädchen ihren Vater nach einer Trennung nicht mehr sehen. Ob er kein Interesse an seinen Kindern hat oder die Mutter den Umgang verhindert – die Gründe sind vielfältig und für die Kinder letztlich vollkommen irrelevant. Sie begreifen nicht, wie Papa sie verlassen konnte und warum sie Mama nun mit einem Fremden teilen müssen.

Kinder in Patchworkfamilien fühlen sich oft bevormundet und ausgeliefert. Psychologen und Kinderärzte sprechen von enormen Anpassungsleistungen, die sie vollbringen müssten. Was in all den Jahren, in denen Kinder und Heranwachsende die Trennung und Neuorientierung der Eltern verarbeiten und akzeptieren müssen, in ihnen vorgeht, zeigt seine Wirkung mitunter erst viel später. Die Forschung ist sich einig, dass sich die familiäre Situation auf Wohlbefinden und Gesundheit der Kinder auswirkt. Wie sehr sie schon unter Streit in der Familie leiden, zeigt das LBS-Kinderbarometer, das regelmäßig rund 10.000 Kinder zwischen 9 und 14 Jahren befragt. Mehr als die Hälfte der Kinder sagen, sie fühlten sich bei Streit ziemlich oder sehr schlecht. Ob Trennungskinder später eher zu Depressionen neigen, Suchtverhalten oder Bindungsängste entwickeln, all das lässt sich bisher nicht eindeutig belegen.

Wie unterschiedlich Heranwachsende die Patchwork-Idee schon in ein und derselben Familie erleben, kann man bei Christian und Silke beobachten. Christians Tochter Benita fühlte sich vom Vater alleingelassen – und gleichzeitig verantwortlich für das Glück ihres kleinen Bruders. Dass das zu viel war für ein Kind in ihrem Alter, konnte sie nicht in Worte fassen und trat die Flucht an: Mit 14 verbrachte sie ein Schuljahr im Ausland und meldete sich in dieser Zeit kaum bei ihren Eltern. Nach ihrer Rückkehr brach sie den Kontakt zum Vater ab. Erst durch die Vermittlung zweier Therapeuten haben sich die beiden wieder angenähert.

Benitas zwei Jahre ältere Stiefschwester Jule wäre auch gern weggelaufen. Denn zu Hause saß nun Christian, der neue Freund ihrer Mama Silke, der ihr in allem »zu viel, zu doll, zu anstrengend« war. Ihr leiblicher Vater aber war ins Ausland gezogen, zur neuen Freundin. »Hier hält mich nichts mehr«, hatte er gesagt. Dieser Satz klingt Jule noch heute im Ohr. Denn »hier« war doch sie selbst! »Ich wurde neulich gefragt, ob ich mich als Patchwork-Opfer sehe«, sagt Jule. »Das mag hart klingen, aber ich fühle mich mit diesem Begriff gut beschrieben.«

Die Kinder fühlen sich in der neuen Gemeinschaft oft bevormundet

Blind für die Schmerzen ihrer Kinder waren Christian und Silke nie. Sie wollten ein gutes gemeinsames Leben für alle und haben viel »Arbeit« hineingesteckt. »Einmal im Urlaub haben wir gleich am ersten Tag ein Flipchart aufgestellt und gefragt: Wie wollen wir miteinander leben? Und wie kommen wir dahin?«, erinnert sich Christian. Statt am Strand zu liegen oder Muscheln zu sammeln, diskutierten und kämpften sie zwei Tage lang.

Silke und Christian wissen, dass sie ihren Kindern viel abverlangt haben. Aber auch sie selbst haben – um ihrer Kinder willen – auf etwas Großes verzichtet: ein weiteres, ein gemeinsames Kind. »Das hätte uns alle überfordert«, sagt Silke. »Und doch weine ich noch heute darüber, dass es so einen kleinen Menschen nicht gibt.«

Paare, die eine neue Familie gründen, nehmen sich fest vor, die alten Fehler nicht zu wiederholen. Sie hoffen, nun in der zweiten Runde glücklicher zu werden. Doch das Gegenteil ist der Fall: Nach Befragungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung ist die Lebenszufriedenheit nach einer Trennung deutlich niedriger. Und in ihrem Unglück fühlen sich viele isoliert.

An einem Freitagabend sitzen sechs Mütter und Väter im Stuhlkreis. Manche kennen einander, andere sehen sich zum ersten Mal. Groß ist das Bedürfnis, sich auszutauschen. Über die Verzweiflung in den Familiengerichten, wo gemeinsame Zeit mit eigenen Kindern in Prozente umgerechnet wird. Über die Wut auf die verflossenen Partner, die sich nicht an Absprachen halten oder mit Kindesentzug drohen. Über Stiefkinder, die einem das Leben zur Hölle machen. Und über die Momente der totalen Ohnmacht.

»Das Gefühl, nicht selbstbestimmt entscheiden zu können, setzt den Menschen in Patchworkfamilien am allermeisten zu«, sagt Claudia Hillmer. »Hier sprechen wir darüber, wie man wieder handlungsfähig wird.« Die Hamburger Familientherapeutin ist selbst Patchworkerin und hat diese Gruppe vor zwei Jahren gegründet. Es macht sie wütend, dass die deutschen Familien ausgerechnet in Krisen so alleingelassen werden. Eine Stunde Beratung bei Therapeuten wie Hillmer kostet etwa 100 Euro. Geld, das viele Paare, gerade nach einer Trennung, nicht haben. »Wir brauchen eine begleitende Familienberatung, die auch von den Krankenkassen übernommen werden kann«, fordert Hillmer.

Die Familie steht in Deutschland laut Grundgesetz unter besonderem Schutz. Für ihr Scheitern und Zerbrechen fühlt sich die Politik aber nicht zuständig. Und was gar nicht wahrgenommen wird, ist der große Dienst, den Patchworkfamilien auch allen anderen erweisen: Mit dem Versuch, Trennungskinder aufzufangen und ihnen ein neues Zuhause zu geben, leisten sie einen entscheidenden Beitrag gegen die weitere Zersplitterung der Gesellschaft.

Wie wenig sich Väter und Mütter nach Trennungen geschätzt und unterstützt fühlen, zeigen die Ergebnisse der Allensbacher Meinungsforscher: 64 Prozent der Eltern fordern, der Staat müsse Trennungsfamilien mehr helfen; finanziell, aber auch in Form von psychologischer Beratung. Andere Länder sind da weiter. In Australien haben verpflichtende Mediationen für Trennungseltern innerhalb von fünf Jahren dazu geführt, dass die Streitigkeiten vor dem Familiengericht um ein Drittel sanken.

Franziska Giffey, SPD-Politikerin und seit März Bundesfamilienministerin, sagt auf Anfrage der *ZEIT:* »Die Politik kann die Verletzungen einer Trennung nicht verhindern, aber sie kann bessere Rahmenbedingungen für getrennte Eltern schaffen.« Welche das konkret sein sollen, sagt Giffey nicht.

Dabei machen sich die neuen Lebensformen längst auch jenseits des Privaten bemerkbar. Lehrer haben es beim Elternabend nicht mehr nur mit Mama und Papa zu tun, da sitzt jetzt auch noch der Stiefvater mit am Tisch. In den Unternehmen fragen sich Personalvorstände, wie sie Arbeitsprozesse flexibler gestalten können, damit Väter und Mütter sich nach einer Trennung abwechselnd um ihre Kinder kümmern können. Denn wie soll das alles funktionieren mit Dienstreisen, Abendterminen, Schichtarbeit?

In die neuen Lebensgemeinschaften zu investieren lohnt sich für Politik und Wirtschaft auch deshalb, weil die Frage, wie Menschen miteinander leben und Kinder heute aufwachsen, am Ende mitentscheidet über den gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Zukunft eines Landes. Und wenn Patchwork gelingt, das zeigen Studien, wachsen dort junge Menschen mit hohen sozialen Kompetenzen heran. Sie sind früh selbstständig, beweisen ein hohes Verantwortungsgefühl für sich und andere und sind später auch beruflich erfolgreich – so jedenfalls fasst es ein amerikanisches Forscherteam zusammen, das Trennungskinder über 25 Jahre hinweg begleitet hat.

Wer in einer Patchworkfamilie überleben will, muss Konflikte konstruktiv austragen und darf die Perspektiven der anderen nicht aus dem Blick verlieren. Nirgends lässt sich der Umgang mit komplexen Beziehungen besser trainieren als in diesem Flickwerk. Vorausgesetzt, man übersteht es unbeschadet.

Wer einen Nachmittag auf der Terrasse von Silke und Christian verbringt, der sieht zwar Tränen und hört von Verletzungen. Der erlebt aber auch Menschen, die sich umeinander sorgen und viel dafür tun, dass ihre Gemeinschaft nicht auseinanderbricht. »Was ich durch all den Stress hier verstanden habe: Beziehung ist ein ständiger Austausch. Man muss dauernd reden und ehrlich sagen, was man fühlt«, sagt Benita. »Patchwork ist ganz viel Streit und Arbeit. Aber ich hab dabei viel gewonnen«, sagt ihre Stiefschwester Jule: »Mich kann man jetzt in jede Situation werfen – ich komme klar.«

Familie, das sollte heute alles sein – auch ein Paar, das sich nicht mehr liebt und trotzdem noch zusammen mit den beiden Söhnen in einer Wohnung lebt. »Krass!«, sagen die Leute, wenn Christin und Sven von ihrem Leben erzählen. Vor fünf Jahren haben sie sich getrennt, wie so viele Paare mit Streit und Wut und Verzweiflung. Eines aber wussten beide: »Keiner von uns wollte auch nur ein Stück von den Kindern hergeben.« Also teilten sie die Zimmer neu auf, machten Putzpläne, wuschen getrennt ihre Wäsche. Und fragten sich oft: Schaffen wir das? »Wir sind durch Matsch und Modder gewatet«, sagt Sven. »So richtig durch die Scheiße.« Nach zweieinhalb Jahren wollte Christin ausziehen. Heute ist sie froh, dass sie geblieben ist.

Abwechselnd kümmern sie sich nun um die Kinder, zwei Wochen übernimmt Sven die Verantwortung, zwei Wochen Christin. Aber immer ist der andere nicht weit. Und wenn sie Lust haben, gehen sie gemeinsam ins Kino, ins Restaurant, zu Ikea. Einfach so, ohne Terminkalender zu wälzen und komplizierte Absprachen zu treffen.

Christin und Sven sind den langen Weg der Versöhnung gegangen, für ihre Kinder und für sich selbst. Beide haben inzwischen neue Partner und können sich sogar vorstellen, »alle in ein großes Haus zu ziehen«. Christin sagt: »Und wenn Sven mit seiner Freundin noch einmal ein Baby bekommt, wäre das doch für alle schön.«

Raus aus den alten Mustern und Rollen, sich nicht mehr einengen und bevormunden lassen von Konventionen, das sei ihnen das Wichtigste gewesen. »Für mich fühlt sich Familie jetzt so an, wie ich sie immer wollte«, sagt Christin. »Weil endlich der Druck weg ist.«

An der Wand in der kleinen Küche hängt neben dem Fenster ein Kinderbild, das einer der Jungs vor zwei Jahren gemalt hat. Vier krakelige Menschen mit dünnen Ärmchen und langen Fingern halten sich an den Händen. Sie gehören zusammen. Immer noch.

www.zeit.de/audio

Fotos: Christiane Wöhler für DIE ZEIT

Foto: Christiane Wöhler für DIE ZEIT

Die Familie aus Leipzig, die für diese Titelgeschichte fotografiert wurde

Der Schein trügt

Vermissen, verletzen, verzweifeln: An dieser Stelle reden vier Menschen über Dinge, die sie in ihren Familien nur schwer aussprechen können. Deshalb bleiben sie hier anonym

AUFGEZEICHNET VON KATRIN HÖRNLEIN, JEANNETTE OTTO UND ANJA REITER

Eine Mutter

Ich bin fünffache Mutter, habe auch beruflich mit Kindern zu tun. Deshalb war ich überzeugt, dass ich die beiden Kinder meines neuen Partners wie eigene annehmen und lieben kann. Nach zweieinhalb Jahren muss ich gestehen: Das ist eine Illusion. Es gibt Momente, in denen ich mir wünsche, es gäbe sie nicht.

Die beiden sind alle 14 Tage übers Wochenende bei uns. Schon Tage vorher bin ich angespannt und schlafe schlecht. Unser Problem: Seine Kinder sind ganz anders erzogen als meine. Sie sind daran gewöhnt, dass ihre Wünsche sofort erfüllt werden, dürfen alles selbst entscheiden, müssen aber keinerlei Aufgaben übernehmen.

Konflikte entstehen oft im Alltag. Ihre Mutter legt keinen Wert auf gesunde Ernährung. Am liebsten essen die Kinder Nudeln mit Pesto. Keine Kartoffeln, keine Soßen, kein gekochtes Gemüse. Ich habe viel darüber nachgedacht, was ich kochen soll, damit sie es mögen. Inzwischen ist es mir egal. Ein anderes Thema, bei dem es immer knallt: das Duschen. Seine Kinder weigern sich, sie finden, der Wasserstrahl sei zu hart. Es kommt vor, dass sie, von ihrer Mutter kommend, zehn Tage lang keine Haare gewaschen haben. Ich unterstelle meinem Freund und dessen Ex, dass sie möglichst wenig Arbeit mit den Kindern haben wollen. Die ständigen Diskussionen gehen über meine Kräfte und rauben mir die Zeit und Aufmerksamkeit, die ich für meine eigenen Kinder brauche. Mein Freund und ich streiten deshalb viel. Er reagiert mit Schulterzucken, so seien seine Kinder halt. Was für ein Quatsch! Seit wir zur Paartherapie gehen, fällt es mir leichter, zu sagen: Es sind deine Kinder, ich bin nicht verantwortlich.

Gefühle für die beiden zu entwickeln fällt mir schwer. Für meine Kinder würde ich mir Arme und Beine abschneiden lassen. Für seine nicht. Das muss ich aussprechen dürfen. Und wenn ich gar nicht mehr kann, zieht mein Freund mit den Kindern in eine Ferienwohnung.

N. lebt am Niederrhein und ist 39 Jahre alt

Ein Vater

Seitdem meine Ex-Frau und ich uns vor gut drei Jahren getrennt haben, leben unsere beiden Kinder in zwei Welten. Sie haben ein Leben mit ihrer Mutter und eins mit mir und meiner neuen Freundin. Wenn meine Kinder nicht bei mir sind, vermisse ich sie sehr.

Die ersten zwei Jahre war die Betreuung gleich aufgeteilt, nach einem unschönen Rechtsstreit sind die Kinder nun mehr bei der Mutter als bei mir. Ich habe sie an einem Nachmittag in der Woche und jede zweite Woche von Mittwoch bis Montag.

Am Übergabetag spüre ich schon morgens eine unbändige Vorfreude. Zuerst hole ich die Große aus der Schule, sie kommt die Treppe heruntergerannt und wirft sich in meine Arme. Es ist schön, zu sehen, wie sehr sie sich freut. Gleichzeitig merke ich, was mir an den anderen Tagen fehlt. Denn da gibt es keinerlei Kommunikation. Meine Ex-Frau und ich haben noch immer ein schwieriges Verhältnis. Dabei würde ich zwischendurch gern hören, wie es meinen Kindern geht. Als ich neulich eine Gruppe Kinder auf Fahrrädern gesehen hab, dachte ich: Ach, am Wochenende könnten wir 'ne Radtour machen. So etwas würde ich ihnen gern sagen.

Ich weiß aber auch, dass es dabei um meine Bedürfnisse geht. Die Kinder sollen sich nicht noch dafür verantwortlich fühlen, dass ich sie vermisse. Darum sind die Abschiede innig, aber kurz. Auch wenn ich sie am liebsten wieder einpacken würde, sie sollen das Gefühl haben, gehen zu dürfen.

Natürlich ist das für mich hart. Ich sitze allein im Auto, hab noch die Kinderstimmen im Ohr. Wenn ich abends nach Hause komme, ist die Lücke überall greifbar: Die Betten sind leer, die Spielzeuge liegen herum. Ich höre die Kleine lachen, seh die Große, wie sie in ein Buch vertieft ist. Ich gebe jede Woche etwas ab, was eigentlich zu mir gehört. Ein Trost ist, dass die Bindung zu den beiden durch die Trennung enger geworden ist. Ich weiß nun, dass mein Leben nur vollständig ist, wenn meine Kinder um mich sind.

F. lebt in Potsdam und ist 40 Jahre alt

Eine Stiefschwester

Für mich war es hart, nicht mehr die Nummer eins zu sein. Als meine Mutter und ich allein lebten, war alles ruhig und unkompliziert. Dann lernte Mama den neuen Mann kennen, der vier Kinder mitbrachte. Inzwischen sind die beiden verheiratet, haben ein Haus gekauft, und meine Stiefgeschwister, zwei Mädchen und zwei Jungs, leben jede Woche von Donnerstag bis Montag bei uns.

Am Anfang fand ich's einfach nur scheiße. Es war, als wollten mir fünf Leute meine Mutter wegnehmen. Gleichzeitig haben sich durch den neuen Mann die Regeln verändert. Mein Stiefvater ist viel strenger mit seinen Kindern, meine Mutter musste sich da irgendwie anpassen. Sie konnte mich nicht komplett anders behandeln als die anderen Kinder. Plötzlich hieß es: Du machst zu wenig. Du isst zu viel. Du duschst zu lange. Mein Stiefvater kürzt seinen Kindern zur Strafe auch mal das Taschengeld. Das hat Mama bei mir auch versucht, aber damit ist sie nicht weit gekommen.

Was mich ganz besonders wütend macht: wenn meine Stiefbrüder herumsticheln, komische Sachen sagen, manchmal auch meiner Mutter gegenüber – oder wenn sie sich danebenbenehmen. Der eine hat mal ein Schnitzel neben den Mülleimer geworfen. Da bin ich total ausgerastet. Wir haben uns richtig geprügelt. Er hat mir den Daumen gebrochen, ich habe ihm ins Ohr geschrien und in die Schulter gebissen.

Inzwischen tauche ich in unserer Patchworkfamilie ziemlich ab. Ich bin viel in meinem Zimmer, esse dort auch und skype mit meinen Freundinnen. Oder ich geh in den Stall zu meinem Pony.

Von meinen Stiefgeschwistern weiß ich wenig; sie interessieren mich nicht besonders.

Und dann ist da noch die Dreijährige, das Kind von Mama und ihrem neuen Mann. Zuerst habe ich mich sehr gefreut und wollte gerne eine kleine Schwester, aber heute würde ich sagen: Warum noch ein Kind? Sie hätten es lieber lassen sollen.

B. wohnt in einem Vorort von Hamburg und ist 15 Jahre alt

Eine Großmutter

Als mein Enkelkind eineinhalb Jahre alt war, hat sich meine Tochter von ihrem Mann getrennt. Ich habe sie damals viel unterstützt, habe beim Umzug geholfen, ihre Wohnung eingerichtet, eine Waschmaschine und einen Fernseher für sie gekauft. Auch bei der Betreuung des Kindes bin ich eingesprungen, weil meine Tochter viel im Schichtdienst arbeitete. Manchmal war die Kleine Tag und Nacht bei mir. Wir hatten eine innige, vertraute Beziehung zueinander.

Dann lernte meine Tochter ihren neuen Mann kennen und zog zu ihm. 250 Kilometer weit weg. Das Kind hat unter dem Umzug sehr gelitten. Zum Abschied hat sie mich gefragt: »Oma, willst du mich nicht behalten?« Ich habe ihr erklärt, dass Kinder bei ihren Mamas wohnen müssen, weil die sie lieb haben. »Die Mama hat mich nicht lieb«, antwortete sie mir und weinte. Mir brach fast das Herz. Mit dem neuen Mann veränderte sich meine Tochter. Fortan ging es nur noch um seine Bedürfnisse. Meine Enkelin musste alles tun, damit sich ihr Stiefvater wohlfühlt. Meine Tochter habe ich als streng und hartherzig erlebt.

Wenn mein Mann und ich unsere Enkeltochter besuchen wollten, hieß es meistens: »Das geht nicht.« Weil wir nicht mehr weiterwussten, stellten wir beim Jugendamt einen Antrag auf ein vermittelndes Gespräch. Auch die Eltern des leiblichen Vaters baten um ein Treffen, und so gab es eine große Familienkonferenz. Meine Tochter hat mir dabei nur Vorwürfe gemacht: Ich hätte dem Kind zu viele Süßigkeiten gegeben, sie zu oft am Tablet spielen lassen. Dabei habe ich immer viel mit meiner Enkelin unternommen, mit ihr gekocht und gebacken, im Wald Spaziergänge gemacht. Kurz nach der Familienkonferenz entschied meine Tochter, den Kontakt zu mir ganz abzubrechen. Das ist jetzt zweieinhalb Jahre her. Ich weine jeden Tag, weil meine Familie zerbrochen ist.

S. ist 56 Jahre alt und wohnt im Unterallgäu

»Wir belügen uns selbst«

Wie können Eltern und Kinder heute gut zusammenleben? Nicht in der Kleinfamilie, findet der Schweizer Kinderarzt Remo Largo. Ein Gespräch über seine Idee künftiger Lebensgemeinschaften

DIE ZEIT: Herr Largo, mit Ihren Büchern *Babyjahre* und *Kinderjahre* waren Sie für unzählige Eltern ein Ratgeber und Begleiter. Nun fordern Sie das Ende von Vater-Mutter-Kind. Was haben Sie gegen die Kleinfamilie?

Remo Largo: Sie ist eine permanente Überforderung. Alles muss gelingen, Karriere, Kind, Partnerschaft. Das war schon in den 1990ern so, seither ist der Druck noch gewachsen. Man kann als Vater und Mutter oder gar allein kein Kind großziehen.

ZEIT: Millionen Eltern versuchen genau das ...

Largo: Weil sie keine Alternative haben. Die Familie war in der ganzen Menschheitsgeschichte nie eine Insel, auf der die Eltern ihre Kinder allein aufzogen. Sie war eingebettet in eine Gemeinschaft von bis zu 300 Personen, die eng miteinander vertraut waren und sich gemeinsam um die Kinder kümmerten.

ZEIT: Es braucht also ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen?

Largo: Ja, die Gemeinschaft entlastet die Eltern, weil es weitere Bezugspersonen gibt, die als Vorbilder dienen. Und, ganz entscheidend, die Kinder leben mit anderen Kindern zusammen. Sie sind einander die wichtigsten Lehrmeister. Das hat die Natur so vorgesehen.

ZEIT: Kinder in Deutschland besuchen immer früher Krippe und Kita, später gehen sie zur Schule. Das ist doch ein Ausgleich.

Largo: Dafür müssten die Kinderbetreuungsstätten eine hohe Qualität aufweisen, mit viel Kontinuität und Stabilität. Wir neigen in der Diskussion aber vor allem dazu, über die Bedürfnisse der Eltern zu reden: Wie können Eltern Familie und Beruf vereinbaren? Wie die Betreuung finanzieren? Dabei geht es doch um die Kinder, um ihre Entwicklung!

ZEIT: Sie sagen, die Überforderung der Kleinfamilie sei in den vergangenen Jahren gestiegen. Wodurch?

Largo: Der wichtigste Grund ist die Emanzipation der Frau. Sie hat heute dieselben Bildungschancen wie der Mann. Sie kann für sich selbst sorgen, es wird nicht mehr diskriminiert, wenn sie sich scheiden lässt. Und, einmalig in der Menschheitsgeschichte: Sie kann mit der Antibabypille selbst bestimmen, ob sie Kinder will oder nicht.

ZEIT: Verteufeln Sie gerade die Emanzipation?

Largo: Im Gegenteil – ich bin Vater von drei Töchtern! Bloß: Die Gesellschaft hat sich nicht auf die neue Rollenverteilung eingestellt. Bis zu 60 Prozent der Mädchen besuchen heute in der Schweiz das Gymnasium, aber nur etwa 40 Prozent der Jungen. Unsere Arbeitswelt wird von Dienstleistungen bestimmt, bei denen soziale und sprachliche Kompetenzen eine große Rolle spielen. Und die sind bei Frauen besser ausgebildet als bei Männern. Fakt ist: Die Veränderungen haben enorme Ängste bei den Männern erzeugt – über die sie allerdings kaum reden.

ZEIT: Aber zum Ausgleich können sich die Väter doch stärker in den Familien einbringen ...

Largo: Ja, das versprechen sie. Dafür müssen sie aber ausreichend Kraft und Zeit aufbringen, und das gelingt nicht allen. Engagieren heißt: Der Vater kennt die Bedürfnisse und die Eigenheiten seines Kindes so gut, dass er es problemlos eine Woche lang allein versorgen kann. Auch im ersten Lebensjahr. Dafür muss ihm die Mutter den notwendigen Freiraum lassen, etwa dass er mit dem Kind anders umgehen darf als sie. Die Erwartungen mancher Mütter überfordern die Väter aber oft. Und dann brechen Familien auseinander.

ZEIT: Dass vier von zehn Ehen in Deutschland geschieden werden, können Sie aber nicht den Frauen in die Schuhe schieben.

Largo: Dafür gibt es viele Gründe. Partnerschaft wird heute mit Erwartungen überfrachtet. Aber ein Einzelner kann unmöglich alle Bedürfnisse befriedigen, die früher von einer Gemeinschaft abgedeckt wurden. Wir sind nicht für ein Leben in Kleinfamilie und anonymer Massengesellschaft gemacht. Deshalb fehlt es überall an emotionaler Nähe und sozialer Anerkennung.

ZEIT: Die Menschen finden keine Nähe in der Familie?

Largo: Gerade war ein guter Freund bei mir zu Besuch, und wir haben über unsere Familien gesprochen. Er sagte, er habe eine sehr enge Beziehung zu seinen Kindern und Enkeln. Fakt ist aber, sie wohnen Hunderte Kilometer voneinander entfernt und sehen sich ein- bis zweimal im Jahr. Wir belügen uns selbst.

ZEIT: Warum tun wir das?

Largo: Der Gedanke, dass es nicht ist, wie es sein sollte, ist unerträglich. Aber verlässliche, vertrauensvolle Beziehungen, die wir uns so wünschen, beruhen auf gemeinsamen Erfahrungen. Sich zweimal im Jahr sehen ist zu wenig. Und abends vor dem Fernseher sitzen ist keine Erfahrung, die Beziehungen stärkt.

ZEIT: Trennen wir uns deshalb heute leichter?

Largo: Früher waren viele Paare unglücklich, mussten aber aus sozialen, religiösen und existenziellen Gründen zusammenbleiben. Heute sind wir freier und unabhängiger, aber auch weniger bereit, Krisen durchzustehen oder Kompromisse zu schließen. Wir glauben: Wenn dieser Partner mich nicht mehr glücklich macht, kann es bestimmt ein anderer. Dem Primat eines imaginären Glücks wird alles untergeordnet.

ZEIT: Was geschieht dabei mit den Kindern?

Largo: Die Erwachsenen versuchen sich so zu beruhigen: »Wir lieben die Kinder, auch wenn wir uns trennen. Sie werden nicht leiden.« Aber Liebe bedeutet: das Glück der Kinder in den Vordergrund stellen.

ZEIT: Was heißt gemeinsames Elternsein nach einer Trennung? Was braucht es, damit es gelingt?

Largo: Alle reden vom Kindeswohl, aber keiner sagt, was er darunter versteht. Eltern müssen sich fragen: Was braucht mein Kind? Dafür gibt es keine allgemein gültige Lösung, schon gar nicht das derzeit so beworbene Wechselmodell ...

ZEIT: ... bei dem die Kinder eine Hälfte der Zeit bei der Mutter, die andere beim Vater verbringen.

Largo: Kinder versetzt der ständige Wechsel in große Unruhe, und sie fragen sich: Wer ist eigentlich für mich da? Was wir brauchen, ist ein Perspektivwechsel: Das zukünftige Zusammenleben muss auf die Grundbedürfnisse der Kinder ausgerichtet sein.

ZEIT: Und wie sehen die aus?

Largo: Erstens geht es um die körperliche Integrität: Jedes Kind will seine körperlichen Bedürfnisse wie Durst und Hunger befriedigt haben, was zumeist gewährleistet ist. Zweitens will es sich geborgen und angenommen fühlen. Dafür muss es jederzeit Zugang zu einer vertrauten Person haben. Drittens die soziale Anerkennung. Schon Kleinkinder verlangen danach, sie wollen eine Stellung in der Gruppe, die ihnen entspricht. Und nicht herumgeschoben werden. Viertens will das Kind die notwendigen Erfahrungen machen, die es für seine Entwicklung braucht. Es macht einen großen Unterschied, ob der Vater am gemeinsamen Wochenende telefoniert und vor dem Computer sitzt oder ob man zusammen (und mit anderen) an den See baden geht. Fünftens will das Kind selbstbestimmt Leistungen erbringen – und ist stolz, wenn ihm etwas gelingt, etwa vom Turm ins Wasser zu springen. Sechstens ist existenzielle Sicherheit nötig. So können seine Eltern ihre Grundbedürfnisse befriedigen, was sich positiv auf das Kind auswirkt.

ZEIT: Das bedeutet auch, es hängt nicht vom Familienmodell ab, ob es dem Kind gut geht. Wann verkraften Kinder Trennungen unbeschadet?

Largo: Wenn beide Eltern ausreichend Zeit mit dem Kind verbringen, sodass eine vertrauensvolle und tragfähige Beziehung erhalten bleibt. *Quality time* genügt nicht. Und die Eltern müssen darauf achten, dass ihr Kind in einem stabilen Beziehungsnetz aufwachsen kann.

ZEIT: Und gelingt das den Eltern?

Largo: Vielen Kindern geht es leider nicht gut – das ist enormer gesellschaftlicher Sprengstoff. Man geht davon aus, dass 25 Prozent der Kinder körperliche oder psychische Probleme haben. Dazu gehören etwa Ess- und Schlafstörungen. Das Burn-out-Syndrom ist früher nur bei Erwachsenen beobachtet worden, dann auch bei den Jugendlichen, jetzt ist es bei den Kindern angekommen. Diese Jungen und Mädchen stehen buchstäblich still. Dazu trägt auch der Leistungsdruck in der Schule bei.

ZEIT: Ist die Patchworkfamilie da keine Lösung? Immerhin ist die Gemeinschaft dort größer ...

Largo: ... aber in einer Patchworkfamilie ist der Stress immer – wirklich immer – noch größer.

ZEIT: Auch Sie haben sich getrennt und in einer Patchworkfamilie gelebt.

Largo: Deshalb weiß ich, dass es gut gehen kann, aber extrem anstrengend ist. Meine drei Töchter waren bei der Trennung zwölf, zehn und sieben Jahre alt. Anfangs lebten sie bei ihrer Mutter, später bei mir und meiner zweiten Ehefrau. Entscheidend waren drei Dinge: Ich hatte die volle Unterstützung beider Frauen. Ich konnte mir die Arbeit im Kinderhospital ziemlich frei einteilen, was den meisten Vätern nicht möglich ist. Und: Meine zweite Frau und ich haben einen engen und guten Kontakt zu meiner Ex-Frau und deren Familie gepflegt. Festtage wie Weihnachten und Geburtstage haben wir immer zusammen gefeiert.

ZEIT: Viele Väter und Mütter sagen: Ich habe mich getrennt, damit ich eben nicht mehr mit diesen Menschen am Tisch sitzen muss.

Largo: Mir tut es weh, so was zu hören. Erwachsene sollten auf das Verbindende schauen und nicht ständig Grenzen ziehen. Es ist eine schreckliche Erfahrung für die Kinder, nahestehende Menschen hassen zu müssen. Man kann einem Kind nur wünschen, dass es enge Beziehungen zu den Eltern wie zu deren neuen Partnern hat. Die Patchworkfamilie steht ständig unter Hochspannung. Deshalb muss sich der neue Partner auf die Kinder einlassen, bereit sein, Kraft und Zeit zu investieren. Wer das nicht tut, dem sage ich: Ihr schadet den Kindern!

ZEIT: Wenn weder die Klein- noch die Patchworkfamilie in Ihren Augen Zukunft hat: was dann?

Largo: Ich erhoffe mir Gemeinschaften, in denen sich Menschen jeden Alters wohlfühlen, einander vertraut sind und füreinander Verantwortung übernehmen. Kinder können hier betreut werden, statt Kitas und Horte zu besuchen. Alte Menschen müssen nicht mehr in Heimen vereinsamen. Das wäre auch für die Familien und den Staat eine große finanzielle Entlastung.

ZEIT: Sollte sich der Staat da einmischen?

Largo: Er könnte die Gemeinschaft unterstützen, etwa mit niedrigeren Hypotheken, wenn sie eine Liegenschaft kaufen will. Die Kommunen könnten die Kinderbetreuung finanzieren. Mehrgenerationenprojekte sind keine Utopie, sie werden in immer mehr Ländern realisiert.

ZEIT: Trotzdem kann es dauern, bis sich solche Lebensgemeinschaften durchsetzen. Was kann die überforderte Kleinfamilie in der Zwischenzeit tun, damit es ihr besser geht?

Largo: Gartenzäune in der Reihenhaussiedlung abbauen, Beziehungen mit anderen Familien eingehen, gemeinsam die Zukunft planen. Die meisten, die das tun, erleben etwas unglaublich Befreiendes: Sie sind nicht mehr fremdbestimmt, nicht mehr Opfer gesellschaftlicher Umstände. Wir Menschen sind ausgesprochen soziale Wesen. Wir können nicht allein leben, ohne Schaden zu nehmen.

Das Gespräch führten **Katrin Hörnlein** und **Jeannette Otto**

Fotos: Christiane Wöhler für DIE ZEIT; A. Gabriel-Jürgens/13 Photo (u.)

Remo Largo

Der 74-Jährige wurde bekannt durch seine Langzeitstudien zur kindlichen Entwicklung, aus denen Bestseller wie **»Babyjahre«** und **»Kinderjahre«** hervorgingen. Zuletzt erschien »Das passende Leben«, in dem der **frühere Kinderarzt** darüber nachdenkt, wie Individualität und Gemeinschaft zusammenpassen. Largo lebt im Bergdorf Uetliburg, mit Blick auf den Zürichsee.

ANZEIGE

BILDUNG. STÄRKEN. ERFOLG.

AUSBILDUNG, STUDIUM & WEITERBILDUNG

Klass. Chinesisch als Vorbereitung zu TCM Studien

Sie wollen intensiv klassisches oder auch modernes Chinesisch als eine sprachliche Basis für ein Studium der Traditionellen Chinesischen Medizin in China erlernen? Wir bieten Intensivkurse in kleinen Gruppen im Rahmen eines neuartigen didaktischen Konzeptes, welches mit offiziellen TCM Vertretern in Beijing abgestimmt ist und erarbeiten gemeinsam mit Ihnen ein Verständnis der klassischen medizinischen und philosophischen Literatur.

Anfragen unter: www.dr-jaekel-china-pro.de oder jaekel@dr-jaekel-china-pro.de

MEDIEN & KUNST

CROSSMEDIALES VOLONTARIAT IN BERLIN

Evangelische Journalistenschule

Die **Evangelische Journalistenschule** in Berlin (EJS) bietet 16 Volontärinnen und Volontären ab Februar 2019 eine anspruchsvolle crossmediale journalistische Ausbildung in 22 Monaten zur Redakteurin/zum Redakteur. Die Ausbildung ist kostenlos. Bewerbungsschluss: 15. September 2018

Kontakt: www.evangelische-journalistenschule.de

EINEN BERUF FINDEN, DER WIRKLICH PASST

BOA ist der Berufstest von ZEIT CAMPUS.
Hier erfahren Studenten, Absolventen und Young Professionals mehr über die eigenen Stärken und bewerben sich mit nur einem Klick.

WISSENSCHAFTLICH – mit persönlichem Interessenprofil
INDIVIDUELL – Übersicht aller Studiengänge
KOSTENLOS – wissenschaftlich fundiert, schnell und kostenlos

Zum Berufstest: www.zeit.de/berufstest

www.zeit.de/sit

ZEIT Campus